

WIDER|SPRUCH

In: Widerspruch Nr. 27 Philosophie und Alltag (1995), S. 31-35

Autorin: *Jadwiga Adamiak*

Artikel

Jadwiga Adamiak

Dekonstruktion und Alltagsbewußtsein

Zum Verhältnis von Dekonstruktion
und Feminismus

Das Bestreben, den Dekonstruktionsansatz für die feministische Debatte fruchtbar zu machen, ist darauf ausgerichtet, Legitimationsstrategien bisheriger geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung zu entkräften. In der Konsequenz bedeutet dies, scheinbare Gewißheiten in Frage zu stellen und die Forderung nach einer Änderung der Gestaltung des Alltags von Frauen und Männern zu begründen. Wie wirkt diese Zielrichtung auf die Interessenskonflikte, die zwischen den Geschlechtern sowie innerhalb der Geschlechtsgruppen zwischen Individuen in verschiedenen Lebenssituationen ausgefochten werden? Verändert das erkenntnistheoretische Anliegen der feministischen Dekonstruktionsdebatte die Kämpfe oder dient sie nur als neue Waffe bei unveränderten Fronten? Einen Eindruck dazu, wie die Antwort auf diese Frage ausfällt, vermittelt eine im vergangenen Jahr an der Uni München durchgeführte Tagung zum Thema *Dekonstruktion und Feminismus*.

Während der Veranstaltung zeigte *Isabell Lorey* (Institut für die Wissenschaften vom Menschen, Wien) den Paradigmenwechsel in der feministischen Debatte auf: War sie Anfang der 80er Jahre noch von der Diskussion um Gleichheit oder Differenz zwischen den Geschlechtern geprägt, wurde Anfang der 90er Jahre die Kategorie Frau / Mann selbst hinterfragt. Das ging einher mit dem Abschied von der Vorstellung eines natürlichen vor aller diskursiven Einschreibung existierenden Körpers als Ausgangspunkt. Lorey verwies in diesem Zusammenhang auf die epistemologische Argumentation

*Judith Butlers:*¹ Es gibt nur einen Zugang zum Körper durch Sprache. Der Körper als solcher ist nicht erfahrbar, was nicht heißen soll, daß es keinen Körper gibt. Aber über ihn läßt sich nicht sprechen, ohne daß spezielle Deutungsmuster bemüht werden. Mit diesen Ausführungen Butlers verliert auch die bis dato gepflegte Unterscheidung zwischen Sex (als biologisches Substrat für Geschlechterunterteilung) und gender (als kultureller „Überbau“) an Bedeutung. In den Mittelpunkt des Interesses rückt deshalb die Geschlechtsidentität. Subjektivität wird nicht mehr auf biologische oder psycho-sexuelle Strukturen zurückgeführt, sondern auf Sprachspiele. Das Augenmerk wird auf den Text als Ort diskursiver Konstruktion der Bedeutung von Geschlecht gelenkt. Jeder Akt des Lesens ist eine Produktion von Bedeutung. Benennung durch Namen ist nicht nur Repräsentation sondern auch Normsetzung. Geschlechtskonstruktionen sind damit kontingent.

Der Ansatz von Jacques Derrida, Texte „gegen den Strich“ zu lesen auf verborgene oder verschwiegene Inhalte hin, gewinnt damit Bedeutung beim Versuch, die Entstehung von Geschlechtsidentität zu hinterfragen. Dekonstruktion wirkt dem Versuch zur Naturalisierung der Geschlechtskategorien entgegen, die darauf zielt, Bedeutung zu produzieren und den Produktionsmechanismus zu verschleiern. Diese Art der Auseinandersetzung mit der Kategorie Geschlecht ist gegen das Alltagswissen gerichtet, daß es Frauen und Männer gibt. Sie versucht aufzuzeigen, daß es den Geschlechtsdimorphismus nicht geben muß.

Butler geht noch einen Schritt weiter als die auf der Textebene ansetzende Dekonstruktion Derridas. Sie will zu einer Alltagspraxis anregen, die Rollenbildern von Frauen/Männern widerspricht. Denn Geschlechtsidentität ist performativ, unterstreicht sie, und erfordert permanente Selbstreproduktion: Ich handele nicht auf eine bestimmte Weise, weil ich Frau / Mann bin, sondern aufgrund meines Verhaltens werde ich vor mir und anderen als Frau / Mann identifiziert. Soll die Geschlechtskategorie obsolet werden, ist das nur über eine Änderung der Handlungsmuster möglich.

Wie verhielt sich nun die Diskussion um die Versuche, Dekonstruktion im Alltag zu leben, zu den theoretisch aufgezeigten Möglichkeiten? Das Auseinanderklaffen zwischen der Weiterentwicklung der feministischen Debatte auf erkenntnistheoretischer Ebene und dem Gleichbleiben des Alltagshan-

¹ Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/Main 1991.

delns und der -probleme soll anhand der Beiträge zweier Frauen illustriert werden.

Eine junge Frau berichtete, sie habe keine Probleme, in Seminaren der Theorie zu folgen. Aber wie sie sie in ihre Alltagspraxis umsetzen soll, kann sie sich nicht vorstellen. Da sie ihre Vorstellungen über ihr Leben und die Alltagsanforderungen nicht unter einen Hut bringen kann, will sie ihre Situation verändern – unter der Bedingung daß das gewählte Lebensmodell „Ehe mit Kind“ nicht grundsätzlich in Frage gestellt wird. Aus dem Teilnehmerinnenkreis wurde ihr daraufhin geraten, „ungemütlich“ zu werden, die eigenen Interessen einzufordern. Solidarität unter Frauen sei notwendig – z. B. um Netzwerke zur Kinderbetreuung zu schaffen. Diese Ratschläge illustrieren eine Lösungsstrategie, die Candance West und Don H. Zimmerman² beschrieben haben: If we fail to do gender appropriately, we as individuals – not institutional arrangements – may be called to account (for our character, motives, and predispositions). Die Kategorie Frau/Mann blieb damit im wesentlichen unangetastet, was dem Anliegen der Dekonstruktion zuwiderläuft. Vielmehr wurde die Geschlechtskategorie sogar noch akzentuiert, um über Frauensolidarität kurzfristige Hilfe für die Organisation des Alltags zu mobilisieren.

Der Problemschilderung dieser Frau war nicht anzumerken, daß sie zu einem Zeitpunkt zur Sprache kam, als der Dekonstruktionsansatz bereits Einzug in die feministische Debatte gehalten hatte. Die Situation hätte ebenso vor fünfzehn Jahren beschrieben werden können. Was bedeutet die anscheinend konsequenzenlose Koexistenz von Alltagsleben und der Beschäftigung mit Dekonstruktion? Sie illustriert einen Sachverhalt den Butler selbst konzediert hat: Daß ihre Position einen diskursiven Monismus darstellt, also auf die symbolische Ebene zielt. Im Alltag findet aber nicht nur die Auseinandersetzung um symbolische Zuweisung statt, sondern es geht auch um die Verteilung materieller Ressourcen, die wesentlichen Einfluß auf den Handlungsspielraum hat.

Soll jenseits der symbolischen Ebene z. B. die Ungleichbehandlung der Geschlechter beim Arbeitseinkommen zum Thema werden, müßten sich Frauen zusammenschließen, um dafür zu kämpfen. Könnte die Debatte um feministische Dekonstruktion das Entstehen solcher Pakte fördern? Die Er-

² Candance West und Don H. Zimmermann, „Doing gender“, in: Judith Lorber und Susan A. Farell (Hg), *Social Construction of gender*, London 1991.

fahrungen im Arbeitskreis berechtigten in dieser Hinsicht zu keinem Optimismus, denn die Interessenskonflikte zwischen Frauen mit verschiedenen Lebensentwürfen oder in unterschiedlichen Lebenssituationen erwiesen sich keineswegs als dekonstruiert. Sie wurden sichtbar, als eine Frau vehement gegen den Verlauf des Gesprächs protestierte. Im Hinblick auf ihre eigene homosexuelle Lebensweise forderte sie, die Diskussion um Dekonstruktion nicht nur auf dem Hintergrund des unhinterfragten Konzeptes heterosexueller Partnerschaften und der damit verbundenen Ideologie der Liebe zu führen. Sie könne auch nicht jede Frau als "Schwester" betrachten und wolle mit Frauen nur taktische Bündnisse auf Zeit eingehen. Das Aufgreifen des Dekonstruktionsansatzes dürfte die Voraussetzungen für solche Pakte nicht verbessern, denn es treibt eine Vereinzelung von Fraueninteressen weiter, die schon mit der Debatte um Sisterhood begann.³ Sisterhood war in Frage gestellt worden, nachdem der Blick auf die unterschiedlichen Ausgangssituationen die verschiedenen Interessen von z. B. schwarzen und weißen, bürgerlichen oder Arbeiter-, Homo- und Hetero-Frauen gezeigt hatte. Ein kollektives weibliches „wir“ war nach der Wahrnehmung solcher Differenzen problematisch. Die Hindernisse für ein gemeinsames Vorgehen von Frauen wurden bewußt.

Der Dekonstruktionsansatz stellt nun keine weiteren Hürden für gemeinsames Vorgehen von Frauen auf, er negiert vielmehr den Ausgangspunkt dafür, auf den die feministische Debatte in ihren Anfängen gebaut war: das Anliegen auch für Frauen den Status des autonomen Subjektes zu erringen. Die Existenz des Subjekts wird als Selbsttäuschung entlarvt, Frau ist ein Diskursprodukt.

Die Entwicklung, daß Frauen immer weniger gemeinsame Nenner finden, illustrierten weitere Äußerungen der zuletzt zitierten Frau: Sie betrachte sich nicht in erster Linie als Frau, trug sie vor, sondern als 1000 Dinge zugleich, wovon eines „Frau“ sei. Wenn die Geschlechtskategorie nur eines unter vielen Merkmalen ist, stellt sie auch keinen besonderen Ausgangspunkt für eine spezielle Solidarität dar. Auf der Symbolebene bleibt das auf sich zurückgeworfene, in den jeweiligen Diskurs seiner, Rasse, Klasse usw. gefangene Individuum zurück. Auf der materiellen Ebene kann die symbolisch dekonstruierte Kategorie Frau weiterleben, weil keine Allianz zustande

³ Ruth-Ellen Boetcher-Joeres, "Sisterhood – Schwestern und andere", in: Feministische Studien, Heft 1, 1994.

Jadwiga Adamiak

kommt, um an den materiellen Mechanismen (z. B. Leichtlohngruppen) ihrer Produktion zu rütteln.